

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Montag, den 13. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Am Garten der Hasselbach zog sie das Segel ein und kettete den Kahn am Ufer fest. Er half ihr dabei.

„Und nun habt Dank, Frau, daß Ihr mich mitgenommen. Ich muß nun weiter.“

Und im Dunkeln der Herbstnacht sah sie seine Gestalt verschwinden.

Da schüttelte sie ein wenig verwundert den Kopf und wanderte langsam durch alle die Gassen und Gäßlein dem Hasselbachhause am Marktplatz zu.

Wie waren sie doch alle so eifrig und emsig im Hasselbachhause mit Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt. Vor allem Kathrine und Elisabeth. Es waren Elisabeths Wangen wieder rosig und frisch geworden, und in ihren Augen lag ein seliges Leuchten. Der Ratsherr rieb sich die Hände und pries im stillen seine energische Frau, daß sie nun doch ihren Willen durchgesetzt hatte. Nur Zeit war still und ernst. Er ging Heilwig aus dem Wege, soviel er konnte. Sie war gleichmäßig ruhig und freundlich mit ihm, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wer konnte überhaupt in ihrer Seele lesen? Sie war vielleicht noch stiller geworden als sonst schon, und es lag oft etwas Starres, Abweisendes in ihrem Antlitz. Nur zu Elisabeth war sie weich und zärtlich, und es konnte geschehen, wenn sie das Leuchten in Elisabeths Augen sah, daß dann in der kühlen Starrheit ihres Gesichts auch ein Widerschein davon aufflammte, der sie fast glücklich aussehen ließ.

Fridolin Luhart hatte Botenschaft geschickt, daß er in den letzten Septembertagen nach Rostock käme, wo er geschäftlich zu tun habe, und dann gleichzeitig seine Braut begrüßen würde. Dann hatte in dem Brief noch gestanden, daß es seiner alten Mutter gar nicht gut ginge und sie wohl zum Sterben kommen würde. Nun habe sie nur den einen Wunsch, vor ihrem Tode die zukünftige Ehefrau ihres Ältesten noch zu sehen und kennenzulernen. Und ob Heilwig sich wohl entschließen könnte, noch vor der Hochzeit nach Demmin zu kommen.

Darüber ward viel hin und her gesprochen im Hasselbachhause und das Für und Wider erwogen. Denn das Reisen war nicht so einfach in jener unruhigen, unsicheren Zeit. Doch wollte man der alten, sterbenden Frau auch nicht gerne ihren letzten Wunsch versagen. Und schließlich war ja die Entfernung von Rostock nach Demmin nicht so groß.

Da kam der Ratsherr eines Tages sehr befriedigt nach Hause. Sie saßen alle in der großen Wohnstube beim traulichen Kienspan, als er eintrat.

Er warf die Kappe auf den Tisch und rieb sich die Hände.

„Nun haben wir die allerbeste Reisegelegenheit für Heilwig gefunden. Höre, Kind, mit fürstlichem Geleite wirst du ziehen.“

Da rissen sie alle erstaunt die Augen auf, und Frau Kathrine blieb sogar das Spinnrad stehen vor Reugier. „Nun soll's mich doch wundern, Heinrich, was du

da wieder ausgetiffelt hast!“ Und sie sah ihn erwartungsvoll an. Er setzte sich behaglich in seinen tiefen Lehnstuhl und schlug die Beine übereinander.

„Also, ihr Lieben! In den ersten Oktobertagen zieht Herzog Magnus mit Vasallen, Sippen und Gefolgen Pommern, allwo am 6. Oktober seine Hochzeit stattfinden soll. Da ist es ein leichtes, sich dem Zuge anzuschließen und sicher zu reisen in dieser bösen Zeit. Mein Freund, der Ratsherr Timotheus Sped aus Schwerin, hat mit seiner Schwester, die nach Stargard will, auch darum gebeten, sich dem Zuge anschließen zu dürfen, ebenso wie etliche Kaufherren aus Wismar mit ihrer Ware. Die ehrenwerte Schwester des Timotheus Sped will dich nun, Heilwig, in ihren ganz besonderen Schutz nehmen. So können wir dich ohne Sorge ziehen lassen. In den nächsten Tagen kommt Fridolin Luhart, um dich abzuholen. So bist du dann doppelt und dreifach behütet. Und wir brauchen der alten Frau in Demmin ihre letzte Bitte nicht zu verweigern.“

Er strich sich schmunzelnd den langen, schwarzen Bart und sah sich wohlgefällig ringsum im Kreise der Seinen. Frau Kathrine war Feuer und Flamme für diesen Plan, und auch Elisabeth fand ihn gut. Nur Zeit sagte kein Wort. Heilwig nickte still vor sich hin, ohne von ihrem Spinnrad aufzusehen.

„Es wird wohl so recht sein, wie Ihr meint, Oheim.“ Mehr sagte sie nicht.

Fridolin Luhart war gekommen. Es war am letzten Abend vor ihrer Abreise nach Demmin. Wieder saßen sie zusammen um den hohen, eisernen Leuchter im Wohngemach. Aber nur die vier jungen Menschenkinder. Heinrich Hasselbach hatte noch im Rathaus zu tun und Frau Kathrine in der Küche.

Um den Hausgiebel ging der Herbstwind.

Da knarrte leise die Tür. Und Elisabeth flog mit einem Jubelruf ihrem Verlobten in die Arme. Der war ganz anders als sein Bruder. Auch äußerlich. Sein langes, schmales Gesicht war fein und klug und hatte einen sinnenden Ausdruck. Er legte weich den Arm um Elisabeths Schulter und leitete sie zu ihrem Sitz zurück. Er war gekommen, den Bruder zu begrüßen. Müdig ließ Elisabeth die Hände im Schoße ruhen und sah nur auf den Geliebten. Ihr Antlitz war eitel Sonnenschein. Im Frühwinter wollten sie heiraten, ebenso wie Heilwig und Fridolin. Es sollte eine Doppelhochzeit geben im Hasselbachhause, sobald Heilwig aus Demmin wieder zurück war.

Der junge Magister rieb sich fröstelnd die Hände und lehnte sich an den Kamin, wo die Magd ein helles Feuer geschürt hatte, denn es blies draußen schon ein kalter Wind. Er lächelte zu Elisabeth herüber.

„Wie traulich ist es hier. Nun fehlt mir nur noch die Frau Musica.“

Zeit stand langsam auf.

„Ich werde meine Fiedel holen“, sagte er freundlich und ging aus der Tür. Es war selten, daß er einmal unter den anderen zu geigen anhub.

Im Hintergrund des Gemaches, wo die Schatten lagen, setzte er sich dann nieder und hielt sein Instrument sinnend ans Kinn. Und dann strich er den Bogen und begann mit leiser, weicher Stimme zu singen:

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es doch nit Zeit.
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.
Mein Haus hat keinen Giebel.
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.
Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schick mich in dein' Arme!
So fahrt der Winter hin."

"Das ist ein wenig traurig, wie du es liebst, mein Veit", meinte der Magister und nahm ihm das Saitenspiel behutsam aus der Hand.

"Laß mir es ein Weilchen, mich verlangt nach einem anderen Lied, und ich glaube, Elisabeth auch."

Er lehnte sich wieder zurück an den Kamin, und seine Augen suchten seine Braut, als er mit voller, tiefer Stimme anhub:

Wach auf, meins Herzen ein Schöne,
Zart Allerliebste mein.
Ich hör' ein süß Getöse
Von kleinen Waldvögeln.
Die hör' ich so lieblich singen.
Ich mein' ich sehe des Tages Schein
Vom Himmel her dringen.
Ich hör' die Hahnen krähen,
Ich spür' den Tag dabei,
Die kühlen Windlein wehen,
Die Sternelein leuchten frei.
Singt uns Frau Nachtigalle,
Singt uns ein süße Melodei:
Sie meld' i den Tag mit Schalle."

Keiner hatte unterdessen acht auf Heilwig. Sie hatte unablässig gesponnen, das Haupt tief gebeugt. Lichten, flackernden Schein warfen die Kaminflammen über ihr blondes Haar und ihr blaues Kleid. Aber ihr Gesicht war blaß. Es riß etwas an ihrer Seele bei den Klängen der Geige. Sie wußte selbst nicht, was. Sie wagte auch nicht, aufzusehen, aus Furcht, den wasserblauen, verliebten Augen Fridolin Luharts zu begegnen. Sie wußte, daß er ihr gegenüberlag, das runde, rosige Kinn auf die setze Hand gestützt, das rötliche Haar von den Kaminflammen grellrot beleuchtet. O, nein, nein — sie durfte nimmer aufsehen jetzt. Weil sie sonst vielleicht etwas verraten hätte, was niemand merken durfte — niemand, am wenigsten aber Elisabeth. Denn die war ja so selig — so selig! Die wußte nichts von Heilwigs Kampf und Entschluß. Die wußte nur, es sei damals alles eine böse Laune ihrer Mutter gewesen, die nun endlich zu besserer Einsicht gekommen.

Daß eine da war, die sie losgekauft, weil sie das Leid nicht mehr mit ansehen konnte — das ahnte Elisabeth nicht — durfte sie nicht ahnen. Denn dann wäre es mit ihrem Glück vorbei gewesen. Sie hatte sich zuerst über Heilwigs Sinnesänderung gewundert, dann aber in ihrem eigenen Glück nicht weiter darüber nachgedacht. Hatte es vielleicht für Laune bei Heilwig gehalten oder mädchenhafte Scheu zuerst.

Das Lied des Magisters war verklungen. Er wollte die Fiedel an Heilwig weitergeben.

"Mögt Ihr es nicht auch einmal versuchen, Heilwig?"

Sie schüttelte den blonden Kopf, ohne aufzusehen.

"Euer Instrument kann ich nimmer spielen. Auch sind meine Nerven aus dem Norden weh und wild."

Aber Elisabeth bettelte.

"Dann singe uns so eines, Heilwig, ohne Fiedel. Du hast es mir schon lang versprochen."

Heilwig fuhr sich über die Stirn und sah nach dem Fenster, wo der Wind in kurzen Stößen ging.

"Eins vom Ahnen weiß ich. Aber dazu brauche ich Luft."

Und sie atmete schwer.

Nachdruck verboten.

Der Grüßfuß.

Von Richard Nieh.

Der Grüßfuß ist kein zum Zweck des Winte-Winke-Machens angewachsener und angeborener Körperteil, er ist überhaupt ganz und gar kein Körperteil, sondern teils eine Landplage, teils eine vom Verein für die Luftkrempe-industrie freventlich in den Knigge geschmuggelte Erfindung. Dieser Grüßfuß hat nicht die allen Füßen eigentümliche Macht, den Menschen — die Tiere kennen ihn nämlich nicht — die Kraft zu verleihen, mit ihm zu stehen; nein, der Grüßfuß ist ein Fuß, auf dem man steht, d. h. mit einem anderen. Ein so komplizierter Fuß ist das! Ist dein Leben lang genug, so kann aus diesem Grüßfuß mit Leichtigkeit ein Grüßtausendfuß werden und du somit zum bedauernswertesten Zniekt, das je auf diesem Erdenball zwecklos seinen Hut vom Haupte gerissen hat.

Wanderst du beispielsweise im sommerlichen oder herbstlichen Part und denkst an alles eber, als an deinen Schulkameraden Philipp Fuchs aus Schmargendorf, so ist etliches gegen eins zu weiten, daß du, ich ausschauend, eben diesen Fuchs — oder einen anderen Genossen entlegener Jugendentage — um die Ecke biegen siehst. Er hat dich erkannt. Amsonst hält du dich in den letzten 20 Jahren vermittels Alters verändert. Des Kommilitonen Fuchs treugoldenes Herz überhieht alle Krabbenfüße deiner Augen, und alle Glätte deines Hauptes kann ihn nicht davon abbringen, daß du es leist, du, der rechte Nebenmann beim Abiturienten-Examen Anno 1900. Mit dem offenen Herzen des Urlaubs eilt er auf dich zu. Und wenn du nun erkennen mußt, daß Fuchsens Bealeiter die nötigen Anstalten trifft, seinem Mann zu folgen, so kannst du gewiß sein, bereits mit einem Bein im Grüßfuß zu stehen.

Hocherfreut über das Wiedersehen nach so vielen Jahren, überschüttet Fuchs dich mit Liebesbezeugungen, und er winkt keinen Bealeiter heran und sagt: „Sie kennen sich nicht? Aber — Herr Niedermeier — und dabei wohnen Sie in München! Ich muß Sie mit meinem alten Schulkameraden bekannt machen. Und das hier ist Herr Niedermeier, bei dem ich wohne.“

Und nun plaudert ihr eine Weile zusammen. Fuchs fragt nach dem und jenem aus alter Zeit, du äußerst plötzlich lebhaftes Interesse, zu wissen, was aus zwei anderen geworden ist. Und wenn ihr fertig seid, dann stellt sich heraus, daß ihr beide selbstverständlich ganz andere gemeint habt. Aber — wozu lange Irrtümern nachlaufen? Es ist ja eigentlich Wurscht! Herr Niedermeier aber steht dabei, laßt wohl mal: „20 Jahre hab'n' i' can nimmer g'lehn! Herrschaft, wie doch die Zeit vergeht! Und dann trennt ihr euch, nach lebhafter Versicherung, nun wieder 20 Jahre bis zum nächsten Wiedersehen verstreichen zu lassen. — Meinetswegen nur 19', denkst du dir. Denn — was hat derlei flüchtige Liebe eigentlich für einen Sinn und Zweck!

Keinen Sinn und keinen Zweck, aber einen — Gewinn! Niedermeier heißt dieser Gewinn. Und euer gemeinsamer Grüßfuß ist es, der euch fortan verbindet. Da er der ältere ist, mußt du, mein Freund, zuerst den Hut ziehen, sobald du seiner ansichtig geworden. — Es stellt sich heraus, daß Niedermeier in der Nähe deiner eigenen Straße Haus und Hof hat, d. h. eine Vierstimmerwohnung, die er tagtäglich zur gleichen Stunde wie du verläßt, um seinem Gewerbe nachzugehen. Du beegnest ihm und grüßt ihn nun, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Mit Interesse nimmst du wahr, daß Pevi, Niedermeiers Jüngster, als deutlich erkennbarer Stiff in Vaters Geschäft eingetreten ist. Denn — seit einiger Zeit begleitet er Vater und dankt mit ihm für deinen Gruß. Der Grüßfuß hat damit auch nach ihm ausgeschlagen.

Sechs Jahre mag das so fortgehen. Niedermeier jun, muß als der Jüngere seinerseits zuerst den Hut schwingen. Er tut's. Ob er eigentlich weiß, wer du eigentlich bist? Denn — eigentlich —! Aber, er grüßt dich. Und du dankst, sehr lebenswürdig. Und als Pevi eines Tages an dir vorbeigeht, ohne die übliche Freiübung zu machen, da bleibst du stehen und wirst rot. Was hat denn Pevi gegen dich? Du grübelst ein wenig. Es ist dir sichtlich unangenehm. Und; bei der nächsten Gelegenheit wirst du ganz offen fragen, ob irgendwie Verstimmungen —

In vier Jahren kommt die „nächste Gelegenheit“. Im Theaterfoyer höbst du auf Herrn Niedermeier, den Vater. Der verzehrt, im ehrwürdigen Schmutz seiner 64 Jahre, ein freundliches Schinkenbrötchen; „Grüß Gott, Herr —, was doch gleich der werthe Name?“

Du sagst deinen werten Namen. Und das du vor Jahren die Ehre hattest, durch Herrn Philipp Fuchs —

Aber der Herr Pevdermeier kann sich dieses Herrn Fuchs durchaus nimmer erinnern. Gott, er hat sein möbliertes Zimmer inzwischen oft vermietet. Doch schließlich markiert er, den Fremden, der ihn beim Besetzen der Laune stört, im geheimen zum Teufel wünschend, da „Mann, der im Bilde ist“, und er sagt: „Richtig, der Herr Fuchs. Wie geht's eahm denn? Er war so'n lieber kleiner Herr, schwarz war er, gelns?“

Philipp, der Fuchs, ist nun zwar groß und von rotem Haar gekrönt, aber warum Herrn Niedermeier die Illusion rauben? Es klingelt, und ihr beide geht in den Zuschauer-raum: „Auf Wiedersehn, gelns, Herr —, wie ist doch der werthe Name? Und wenn S' Herr Fuchs schreib'n, nach — an schön' Gruß von mir, gel!“

Da die neunzehn Jahre noch nicht um sind, preßiert es

dir nicht mit dem Brief an Herrn Fuchs. Dafür gewinnt der Grub, den du täglich mit Herrn Niedermeyer tauschst, an Wärme, und auch Bepi. jetzt schon Kommiss. weiß wieder, was sich schickt.

Eines Tages liest du, der ehrenwerte Andreas Jakob Niedermeyer sei in die Ewigkeit abberufen worden. Du wirst nicht umbin können, seinem Leichenbegängnis beizuwohnen.

Bepi aber, der von nun an durch den gemeinsamen Schmerz um einen teuren Verstorbenen verbunden, wird den Grüßfuß, auf dem du mit ihm nun schon seit einem Dezennium stehst, zu einem Grüß-Kräftfuß steigern.

Kleine Ursache — große Wirkung.

Von Hermann Wagner.

Es ist bekannt, daß oft sehr kleine Ursachen dennoch sehr große Wirkungen zeitigen können. Man könnte diese Tatsache durch Tausende Beispiele illustrieren, ich begnüge mich indessen damit, sie nur durch einen Fall bildhaft zu machen, den ich selbst erlebt habe. Dieser Fall trug sich in Hahnenbrück zu, in einer kleinen Stadt, die niemand kennt, weil sie ja gar nicht existiert. Wir wollen sie aber trotzdem sechstausend teils brave, teils weniger brave Einwohner haben lassen, in deren Mitte, von der Mehrzahl völlig ignoriert, ein junger Mann lebte, der Kreibich hieß und der sein Dasein damit zu fristen suchte, daß er in einem kleinen, ziemlich verstaubt gelegenen Laden Tabak, Zigarren und Zigaretten feil hielt.

Sehen Sie, so viel auch geraucht wird (und es wird auch entschieden viel geraucht!), so wird doch noch viel zu wenig geraucht, wenn man die vielen, vielen Menschen in Betracht zieht, die davon leben wollen, das andere ihr Geld in die Luft blasen. Auch Ernst Heliodor Kreibich war einer von diesen Menschen, die von diesem Laster ihrer Mitmenschen ihr Dasein fristen wollten, und da Hahnenbrück, was logischer vermehrt sein soll, ein Ort war, an dem heiliges Laster schlecht gedieh, so konnte er sein Dasein nur auf recht sorgfältige Art fristen. Es lagte, um mit Ernst Heliodor Kreibich zu reden, weder hinten noch vorn, und er war doch so ein netter Mann von knapp 30 Jahren, der, ehe er in seiner Heimatstadt mit einem kleinen Geschäft selbständiger Kaufmann geworden war, in Berlin so allerlei erlebt hatte. Aber viellecht waren gerade diese Berliner allerlei Erlebnisse der Grund, weshalb man Ernst Heliodor Kreibich in Hahnenbrück gesellschaftlich und geschäftlich einfach schätzte. Worin diese Berliner allerlei Erlebnisse eigentlich bestanden, das wußte übrigens in Hahnenbrück kein Mensch. Aber das wollte ja auch niemand wissen, da einem jeden die Tatsache genügte, daß Ernst Heliodor Kreibich in Berlin allerlei Erlebnisse gehabt hatte.

„Willen Sie, Frau Knäbich“, sagte Ernst Heliodor Kreibich eines Tages zu seiner Wirtin, bei der er eine dürftige Wohnung inne hatte, „mich kann eigentlich nur noch eins davor retten, den Konturs anzumelden, und dies eine ist eine reiche Heirat.“

„Nun“, meinte Frau Knäbich scherzhaft, „dann nehmen Sie doch Elie zur Frau, die Tochter von Franz Radisch!“

„Ach“, sagte Ernst Heliodor Kreibich da und machte ein Gesicht, „das durchaus nicht hoffnungslos aussieht, die Elie —“

Tatsache war nämlich, daß Elie ebenso hübsch wie reich war. Tatsache war des weiteren auch, daß Elie Radisch einer der wenigen Menschen in Hahnenbrück war, die Ernst Heliodor Kreibich so etwas wie Sympathie entgegenbrachten, was sich darin ausdrückte, daß sie dann und wann im Laden Kreibichs erschien, um eine Schachtel Zigaretten zu kaufen. Tatsache war aber leider auch, daß Franz Radisch, der eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen betrieb, an nichts weniger als daran dachte, seine Tochter mit einem Menschen liebäugeln zu lassen, der nichts hatte.

„Nein, Frau Knäbich“, sagte Ernst Heliodor Kreibich, „es ist wohl das Beste, ich mache meine Bude hier zu und gehe wieder nach Berlin in Stellung.“

Allein da kam dem Bedauernswerten plötzlich Hilfe von einer Stelle, von der er sie nie und nimmer erwartet hätte, und das ging so zu:

Hahnenbrück feierte nämlich das Fest seines vierhundertjährigen Bestehens und lud, um der Feier einen möglichst strahlenden Glanz zu geben, aus diesem Anlaß eine höchst illustre Persönlichkeit aus Berlin ein, einen alten General, der schon viele herrliche Schlachten geschlagen und sich auf diese Weise unvergänglichen Ruhm erworben hatte. Und Seine Exzellenz sagte auch zu und kam und gerubte auch die schwungvolle Bestrede anzuhören, die Herr Franz Radisch als Vorsteher des Festkomitees hielt und die er in einem donnernden Hoch auf Seine Exzellenz, den Herrn General, ausstüßte, der mit einigen freundlichen Worten für diese Ehrung dankte, es im übrigen aber sehr eilig hatte, da er mit seinem Auto noch am gleichen Tage in ein benachbartes anderes Städtchen fahren mußte, wo man ihn gleichfalls zu ehren wünschte. Er schritt also sehr eilig die Front der aufgestellten Bänke ab, salutierte, sprach aber niemand an, bis er ganz plötzlich stutzte, vor einem jungen Mann stehen blieb, diesem fortdal die Hand reichte und sagte:

„Donnerwetter, was lebe ich? Sie sind es? Das freut mich aber! Wie geht es Ihnen?“

„Dante geborlamst, Exzellenz“, antwortete kammelnb der Angelpredene, „ich kann nicht klagen.“

„Das freut mich! Bedienen Sie ja auch! Ihre Stadt kann auf Sie stolz sein!“

Der Herr General lächelte leutselig, indem er dies noch sagte, reichte dem jungen Mann zum Abschied nochmals die Hand, ging dann salutierend weiter und bestieg schließlich sein Auto, das ihn im Nu davon trug.

Es ist schwer zu beschreiben, wie groß unter allen Anwesenden die Überraschung war, nachdem sich all dies begeben hatte. Wie, Seine Exzellenz hatten gerubt, huldvollst gerade Ernst Heliodor Kreibich anzusprechen, und zwar mit Worten, die die ganze Stadt so reich erhitzen? Man kannte und geriet immer mehr aus der Fassung, während der, der so plötzlich zum Gesprächsthema einer ganzen Stadt geworden war, still und bescheiden davonschlich und sich in seine armselige Wohnung begab, um über den Fall recht gründlich nachzudenken. Denn (um dies gleich von vornherein festzustellen) Ernst Heliodor Kreibich wußte ebenso wenig wie die übrigen Hahnenbrücker, warum er der Ehre einer so huldvollen Ansprache durch Seine Exzellenz, den Herrn General, gewürdigt worden war.

Nun (und dahinter kam Ernst Heliodor Kreibich sehr bald), die Sache war einfach die, daß der Herr General ihn mit einem anderen verwechselt hatte, sicherlich mit einem Soldaten aus dem Kriege, der sich irgendwie ausgezeichnet haben mochte. Ernst Heliodor Kreibich stellte dies sachlich fest, war aber durchaus nicht so dumm, diese Feststellung auch anderen zu verraten. Er beschloß vielmehr, auf diesem so erfreulichen Irrtum des Herrn Generals von nun an sein Glück zu gründen, was ihm auch vollkaut gelang. Schon am nächsten Tage konnte sein Laden die Leute kaum fassen, die bei ihm teils Tabak, teils Zigarren, teils Zigaretten kaufen wollten. Natürlich fragten ihn alle darüber aus, welche Bewandnis es denn mit den Worten habe, die Seine Exzellenz, der Herr General, gerubt hatte, an ihn zu richten. Aber da lächelte Ernst Heliodor Kreibich nur diskret, zudte mit den Schultern und sagte, das könne er beim besten Willen nicht verraten.

Bald stellte sich aber auch Herr Franz Radisch ein, schüttelte dem jungen Mann väterlich die Hand und kante bei ihm gleich sechs Kisten Brasil-Zigarren. Es war nicht zu vermeiden, daß Ernst Heliodor Kreibich den Herrn Maschinenfabrikanten bei dieser Gelegenheit zum Siben einlud, was eine halbe Stunde vertraulichen Plauderns ergab, mit dem Erfolg, daß Ernst Heliodor Kreibich von Herrn Franz Radisch für den nächsten Sonntag zum Mittagessen geladen wurde. Es gab da mehrere Gänge, sehr guten Wein und nach Tisch eine vertrauliche Aussprache zwischen dem Gast und der Tochter des Hauses. Schon vierzehn Tage später gab Herr Franz Radisch in einem arroken Interlat des Lokalblattes bekannt, daß sich seine Tochter Elie mit Herrn Ernst Heliodor Kreibich verlobt habe.

„Jetzt verrate mir aber“, sagte Herr Franz Radisch am Abend der Verlobung zu seinem Schwiegerohn in spo, „in welchem Zusammenhang du mit Seiner Exzellenz, dem Herrn General, stehst!“

„Das“, gab darauf Ernst Heliodor Kreibich zur Antwort, „kann und darf ich im Interesse Seiner Exzellenz erst nach meiner Hochzeit sagen.“

Nun, die Hochzeit fand statt, die Mitgift war ausbezahlt, und das junge Ehepaar schiedte sich eben an, den Zug zu besteigen, der es nach Italien bringen sollte. Da nahm im letzten Augenblick Herr Franz Radisch noch seinen Schwiegerohn beiseite und sagte, daß er nun endlich das so sorgsam gehütete Geheimnis zu erfahren wünsche.

Ernst Heliodor Kreibich sagte: „Ach ja. Die Sache ist die, daß Seine Exzellenz, der Herr General, mich einfach verkannt hat. Er hat mich mit einem anderen verwechselt. Aber bitte, Papa, verrate das nicht, denn wir dürfen die alte, gute Exzellenz auf keinen Fall blamieren!“

Die Kristallkugel.

Von Bernard Canter (Amsterdam).
Deutsch von Elie Otten.

Als Adam und Eva nach dem Sündenfall aus dem Paradies vertrieben werden sollten, da warf Eva noch einmal einen langen Blick durch den Garten Eden.

Dicht bei dem Baum der Erkenntnis sah sie eine große Kristallkugel hängen, die Kugel des Menschenglücks. Ihr fiel ein, wenn sie diese Kugel mitnähme, könnte sie auch da draußen glücklich sein. Darum eilte sie, bevor der Erzengel Gabriel sich ihr genähert hatte, auf die Kugel zu, nahm sie an sich und verbara sie geschickt vor den Blicken des Wächters.

Aber als der Engel die beiden Sündigen mit dem feurigen Schwert aus dem Paradies trieb, traukelte Eva und kürzte. Die Kristallkugel des Glücks fiel auf die Erde und zerbarst. Die Splitter aber flogen hierhin und dorthin, weit auseinander.

Seit dieser Stunde können Evas Kinder auf Erden nie vollkommenes Glück finden, sondern höchstens ein paar glühende Scherben.

ist die Frau der Freundschaft fähig? Daß die Frauen einer Freundschaft unfähig sind, wie sie sich unter Männern findet, ist oft behauptet worden, und tatsächlich sind die berühmten Freundschaftspaare der Geschichte stets Männer gewesen. Die Gründe für diesen Mangel hat einmal ein feiner Kenner der Frau, der große Frauenarzt von Siebold in seinen „Briefen über die Psychologie des Weibes“, 1862, auseinandergesetzt, die uns jetzt durch einen schönen bei Richard Weisbach in Heidelberg erschienenen Neudruck wieder zugänglich gemacht werden. Nach seiner Darstellung ist die Frau ebenso groß in der Liebe wie im Haß, aber eben deshalb ist sie eines gleichmäßigen innigen Gefühls für die Geschlechtsgenossen unfähig. „Der Sprachgebrauch hat dies schon angedeutet“, schreibt von Siebold. „Das Weilen der Freundschaft liegt in dem Wort „Freund“, welches der Mann von einem anderen braucht. Nur der Mann kann einen Freund in der edelsten Wortbedeutung haben. Wenn die Frau von einem Freunde spricht, so wissen wir, was das heißt: spricht sie von einer Freundin, so heißt das soviel als: Ich gebe wohl mit ihr um, sie begleitet mich auf meinen Spaziergängen, leistet mir ionit Gesellschaft; wir sind recht trüim miteinander, d. h. wir treiben das edle Handwerk der Zungenfertigkeit zusammen, aber von meinen innersten Geheimnissen weiß sie doch nichts.“ Es ist überhaupt eine eigentümliche Erscheinung, daß Frauen, was den Punkt der Mitteilung betrifft, dieser selbst vollen Lauf lassen, sobald es sich um Geschichten ihrer Nebenmenschen handelt, die ihnen von anderen, selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mitgeteilt sind; in ihren eigenen Angelegenheiten, besonders denen des Herzens, sind sie verschwiegen. Beim Manne findet das Umgekehrte statt: er kann anderer Geheimnisse verschweigen, ist aber mit seinen eigenen Angelegenheiten mitteilend und offen. Der Umstand, den ich loben berührte, daß Frauen der wahren Freundschaft unter sich nicht fähig sind — nirgends werden mehr Freundschaften gebrochen als unter diesem Geschlechte; ein Nichts kann sie entzweien — dieser Umstand hat zur Folge, daß gegen ihre Mitteilbarkeit ein geringerer oder höherer Grad von Gleichgültigkeit stattfindet, die selbst an Verachtung grenzt, und da der Mensch sich viel leichter zum Schlimmeren als zum Besseren neigt, so ist der Weg zum Haß von dieser Gleichgültigkeit aus bei dem Weibe viel kürzer als der zur Liebe.“

Frauen als Erfinder. Wie das Londoner Patentamt mitteilt, sind dort in der letzten Zeit vierhundert Erfindungen von Frauen patentiert worden. Wenn auch noch immer den Tausenden Erfindern nur Hunderte von Erfinderrinnen gegenüberstehen, so wächst doch die Zahl der Frauen beständig, die neue Apparate oder originelle Einfälle beim Patentamt anmelden. Wir finden, daß die Frauen eine besonders fruchtbare Einbildungsraft auf allen Gebieten des häuslichen Lebens entfalten“, erklärt der Leiter des Patentamts. „Frauen sind bei ihren Erfindungen, die sich auf die Hauslichkeit beziehen, viel praktischer als die Männer und finden für sie auch rascher Abfah.“

Reden macht die Frauen schön. Reden in der Öffentlichkeit und auf der Kanzel werden neuerdings den Frauen in Amerika als zuverlässiges Mittel der Verschönerung warm empfohlen. Als Pionier auf diesem Gebiet wirkt Frau Barney, Kandidatin der Theologie und eine der führenden Rednerinnen in den Vereinigten Staaten. Die Dame, die gegenwärtig zu Propagandaswedden in England weilt, ist die Leiterin von Kursen, in denen Damen zu politischen Propagandarednerinnen, berufsmäßigen Vortragskünstlerinnen und Predigerinnen ausgebildet werden. Sie verpflichtet sich, jedes junge Mädchen binnen acht Tagen zur fertigen Rednerin auszubilden. „Meine Schülerinnen“, erklärte Frau Barney einem Berichterstatter, „müssen ihrer Diät und der Körperpflege die gleiche Aufmerksamkeit widmen wie eine Diva der Bühne, die sich auf der Höhe ihrer Kunst erhalten will. Der Körper muß so vollkommen durchgebildet sein, daß er jede Gefühlsregung und jede Nuance der Stimme veranschaulichen kann. Das wird durch körperliche Übungen und rhythmische Gymnastik erreicht, die dazu dient, Füße, Hände und Körper in der Muskelbewegung locker und leicht zu machen. Bevor meine Schülerinnen die Kanzel oder das Podium besteigen, empfehle ich ihnen, sich Kopf und Nacken massieren zu lassen, und dem Spiel der Muskeln seine Beweglichkeit zu erhalten. Eine unordentlich gekleidete, ungepflegte Rednerin mit künstlichen Seiten und überstarker Bewealligkeit ist mir ein Grauel. Es ist durchaus nicht nötig, den Tisch oder die Kanzel mit den Fäusten zu bearbeiten, um seine Hörer innerlich zu bewegen.“

Welt und Wissen

Ein Meer unter der Sahara. Gibt es unter den trockenen Wüsten der Sahara in der Tiefe Wasser? Auf diese Frage bieten Beobachtungen einen überraschenden Aufschluß, die bei Grabungen nach artesischen Brunnen an verschiedenen Punkten der nordafrikanischen Wüste gemacht wurden. Wie die Pariser Blätter melden, gibt es 200 bis 300 Fuß unter dem brennenden Sand der Wüste tierisches Leben. Bei dem Graben nach Brunnen stieß man in großen Tiefen auf Wasser, das kleine Krabben und Fische enthielt, die alle

Erklärung waren; auch Muscheltiere wurden entdeckt. Eine Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung wird darin gesucht, daß früher da, wo jetzt die Wüste sich dehnt, ein Meer war und daß bei einer voracischichtlichen Naturkatastrophe die Tiere von den Sandmassen eingeschlossen wurden. Diese Lebewesen haben sich nun allmählich den neuen Verhältnissen angepaßt; da sie in der Dunkelheit leben, sind sie entweder ganz blind oder besitzen besondere optische Organe, die der Dunkelheit angepaßt sind. Die Wassertiere, die man im Untergrund der Sahara fand, gehören zu Arten, die in den Seen von Valästina leben. Tiefengrabungen der letzten Jahre in der Sahara haben gezeigt, daß sich dort große Wassermengen befinden, und die Entdeckung dieser Tiere bestätigt nun die Annahme, daß sich hier ein dicht bevölkertes unterirdisches Meer befindet.

Die Überwindung des Raumes. Seit den ältesten Zeiten war es der Traum des Menschen, den Raum durch die Flugkraft zu überwinden, und es war erst in neuerer Zeit vorbehalten, dieses Problem — wenn auch in anderer Art, als man es früher geträumt hatte — zu lösen. Dagegen hat man in alter Zeit nie an die Möglichkeit gedacht, den Raum für die Übermittlung von Nachrichten auch in der Weise zu überwinden, wie es jetzt durch den Radiotelegraphen tatsächlich möglich ist. Und doch liegt diesem die tief im Menschen schlummernde Sehnsucht, sich jederzeit und überall mit Bekannten unterhalten zu können, zugrunde. Sehr schön hat dies der englische Physiker Norton in der Geburtsstunde der drahtlosen Telegraphie ausgedrückt in den Seherworten: „Einst wird kommen der Tag, wo wir alle vergessen sind, wo Kupferdrähte, Guttaperchahüllen und Eisenband nur noch im Museum ruhen; dann wird das Menschentum, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht und nicht weiß, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen, die allein nur seiner hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr besitzt. Er wird rufen: Wo bist du? und die Antwort wird erklingen in sein Ohr: Ich bin in der Tiefe des Bergwerks, auf dem Gipfel der Anden oder auf dem weiten Ozean. Oder vielleicht wird keine Stimme antworten und es weiß dann: sein Freund ist tot.“

Biber als Dammbauer. Während bei uns die Biber nur als Naturdenkmal in ganz wenigen Kolonien erhalten sind, leben sie in Colorado in großen Massen, und man benutzte dort ihre Tüchtigkeit im Bauen von Dämmen für die Zwecke der Bewässerung. So hat man kürzlich in Colorado, wie eine amerikanische Zeitschrift mitteilt, Biber von einem Teil des Staates, wo sie sehr zahlreich sind, nach anderen Gegenden verbracht, um dort ihre Dienste beim Bauen von Dämmen zu benutzen. Die Tiere wurden in großen Drahtnetzen gefangen und abtransportiert. Man hat festgestellt, daß 46 Dämme, die von den Bibern in einer Entfernung von etwa 8 Kilometer gebaut wurden und zur Bewässerung des Landes dienen, 10 000 Dollar gekostet hätten, wenn sie von Menschenhand aus Beton hätten ausgeführt werden sollen. Der Biber erweist sich also als ein sehr nützlichcs Tier.

Technik u. Wirtschaft

Künstliches Petroleum. Bei dem gegenwärtig in Paris tagenden Kongreß der Chemiker, der sich die Herstellung künstlichen Betriebsstoffes für Verbrennungsmotoren aus mineralischen und pflanzlichen, in Frankreich vorkommenden Bestandteilen zur Aufgabe gestellt hat, konnte der Toulouseer Professor Meibie Ergebnisse erfolgreicher Versuche vorlegen, zu denen er halb zufällig durch seine Untersuchungen katastrophischer Zerlegungen gelangt ist. Seine ersten Erfolge erzielte er mit Leinöl und elektrolytischem Kupfer in Verbindung mit Aluminium als Katalysator. In jüngster Zeit machte er Versuche mit Fettsäuren. Es gelang ihm, durch die Verwendung von Chlormagnesium als Katalysator 68 Prozent künstliches Petroleum aus einer Mischung von Säuren zu ziehen, die aus Lein- und Erdnöl gewonnen waren. Aus diesem Petroleum konnte sowohl Motorspiritus und Benzin wie auch schwere und dickflüssige Öle mit Hilfe eines ganz einfachen Verfahrens hergestellt werden. Auf die gleiche Weise ist es Professor Meibie auch gelungen, synthetisches Petroleum aus Bienenwachs und Chlorophyl zu gewinnen, dessen Erzeugung als Nebenprodukt sich bei den Industrien sehr vorteilhaft gestalten dürfte, die wie die Papier- oder Kunstseidefabrikation Zellulose und andere Holzprodukte verarbeiten.

Neue deutsche Schiffsinnen. Der Dampfer „Mar Behrendt“, der mit dem Seelichter „Hiev“ im Schlepptau seine erste Reise nach Liverpool von Hamburg aus zurückgelegt hat, stellt einen neuen Schiffstypus dar, über den in Wert, Reederei, Hafen“ Näheres angegeben wird. Das Dampfschiff ist nämlich zugleich Frachtschiff und Überseeschlepper, es ist mit einer Schlepptaschine sowie mit drahtloser Telegraphie und Unterwasserhallenapparat ausgerüstet. Beim Schleppen kann der Laberraum teilweise als Bunteraum verwendet werden. Der Seelichter „Hiev“ ist zugleich als Hebungsmittel ausgebildet und hat als solches bereits bei der Bergung des gesunkenen Schiffes „Fernhill“ gute Dienste geleistet; er kann auch als Frachtschiff verwendet werden, wenn er nicht zu Bergungsarbeiten benutzt wird. Die beiden Schiffe stellen also neue deutsche Schiffstypen und eine Neuerung in der Schifffahrt überhaupt dar.